

(Nachdruck verboten)

## Der Roman einer Verschwörung.

22

Von A. Ranc.

In's Deutsche übertragen von Marie Kunert.

In dem Augenblick, da er dies wußte, fühlte ich mich durchschauert. Dieses Geheimniß war nur zwei Personen bekannt, Herrn Fouché und mir. Da ich Rochereuil nichts gesagt habe, so muß Fouché es gethan haben, und Se. Excellenz der Herr Herzog von Feltre werden die notwendigen Schlüsse daraus ziehen.

Nachdem ich so abgefallen war, konnte ich die beiden Männer nur noch aus der Ferne studiren, beobachten und wenn möglich ergründen. Ich schwöre Ihnen, daß ich mich zwei oder drei Tage lang nicht geschont habe. Jetzt ist meine Meinung gefaßt, und ich werde nicht mehr davon ablassen: Rochereuil und Abbé Georget bereiten einen Streich vor, oder sie werden Tag für Tag über einen geplanten Streich unterrichtet. Ihre Ruhe ist nur scheinbar, ihr Phlegma nur oberflächlich. Unter dieser Ruhe und diesem Phlegma arbeitet eine ständig wachsende, fieberhafte Erregung, ein nie rastender Gedanke. Ich habe ihre Augen manchmal wie im Triumph aufleuchten sehen.

Ich kann keinen Beweis dafür liefern, denn dergleichen ist Gefühlssache; aber glauben Sie mir, daß ich mich nicht täusche. In dieser Stunde glauben die beiden Männer dem Erfolge nahe zu sein. Ich dachte zuerst daran, daß sie eine Flucht vorbereiteten; aber sie haben schon zuviel erlebt, als daß die Vorbereitungen eines Fluchtversuches ihnen solche Erregung einflößen sollten.

Unter diesen Verhältnissen schlage ich, wenn Se. Excellenz der Herr Herzog von Feltre sich auf meine Meinung stützen wollen, folgendes vor: Ohne eine Minute zu verlieren, lieber heute als morgen, muß der zerrissene Faden, von dem wir vorhin sprachen, wieder angeknüpft werden. Wir müssen die Spur wieder auffinden, die vorläufig in dem Zimmer der Juliette Desfrancois endet.

Dieses Mädchen besitzt sicher nicht alle Geheimnisse Rochereuil's; Schwermügendes wird ihr nicht anvertraut worden sein, aber es ist unmöglich, daß sie nicht so viel weiß, um uns das fehlende Ende des leitenden Fadens in die Hand geben zu können. Man hat ihr mancherlei gesagt, und sie ist schlau und neugierig genug, um das übrige zu errathen. Durch sie, durch sie ausschließlich werden wir zum Ziele gelangen.

Hat der Herr Minister einen hübschen Burschen an der Hand, der, munter, geistreich, unternehmend und im Stande ist, ein Frauenzimmer halb mit List, halb mit Gewalt zu überrumpeln und es vor allem fertig bringt, daß sie sich in ihn verliebt? Sie verstehen mich doch. Wenn Sie einen solchen Mann haben, so geben sie ihm Anweisungen. In drei Tagen muß er in Poitiers sein. Vor zehn Jahren noch hätte ich keinem andern die Ehre und das Vergnügen einer solchen Mission gelassen. Mit einem Blick habe ich Juliette Desfrancois beurtheilt. Das Mädchen, das nicht hübsch, aber sehr anziehend ist, ist leidenschaftlich verliebt in Rochereuil; sie hegt die lebhafteste Neigung für ihn, die ihr fast den Schlaf raubt. Ein Grund mehr! Sie ist allein und langweilt sich; wenn Ihr junger Mann kein Dummkopf ist, wird er seine Reise nicht bedauern.

Ich bin, mein Herr, mit aller Achtung

Ihr sehr ergebener

Méhu de La Guiche.

XV.

Rochereuil und der Abbé Georget waren in Juliette's Zimmer zurückgeblieben. Der Abbé hatte sich in einem Lehnstuhl ausgestreckt; Rochereuil ging auf und ab, aber Gang und Haltung verriethen größte Müdigkeit. Sie hatten zum Verlassen des Gefängnisses keinen großen Kräfteaufwand nöthig gehabt, und doch fühlten sie sich aufs äußerste erschöpft. Dies tritt nach aufregenden Entschlüssen ebenso gut wie nach großen Thaten ein. Wenn sie augenblicklich zu Pferde steigen und auf ihren Feind hätten losgehen sollen, so wären sie sicher wieder zu sich gekommen und hätten ihre alte Energie wieder ge-

wonnen. Aber da sie für einige Stunden zur Unthätigkeit verurtheilt waren, überließen sie sich unfreiwillig einer gewissen geistigen Erschlaffung.

Rochereuil und Abbé Georget hatten seit Wochen fortwährend zwischen Hoffnung und Sorge geschwankt. Ihre Gedanken hatten sich auf eine einzige Anstrengung, ein einziges Ziel gerichtet. Jetzt, da mit ihren Freunden aus Poitiers, Paris und der Armee alles vorgeesehen, berathen und beschlossen, jetzt, da die Würfel im Rollen waren und sie die furchtbare Partie beginnen sollten, bei der ihr Kopf der Einsatz war, jetzt endlich, da sie nur noch den Tag des Handelns zu erwarten hatten, waren sie von einem unbezwinglichen Verlangen nach Ruhe erfaßt. Rochereuil, der Juliette's wegen etwas besorgt war, trat von Zeit zu Zeit an das Fenster. Der Abbé saß halb schlummernd in seinem Lehnstuhl. Es war kaum 12 Uhr, und um 2 Uhr früh wurden sie erst von Descosses an der kleinen Pforte der „Heimfuchung“ erwartet. Einige Minuten lang sprachen sie kein Wort.

Der Abbé brach das Schweigen zuerst und sagte lebhaft, wie wenn ein plötzlich aufsteigender Gedanke ihn beunruhigte: „Wird er bis zu Ende mitgehen? Wird er uns nicht verlassen? Wer weiß, ob er nicht diesmal doppeltes Spiel spielt? Ach, wenn wir diesen Mann hätten entbehren können!“

Rochereuil blieb plötzlich stehen.

„Ach,“ antwortete er, „so denkst Du also auch daran! Ich würde meinen rechten Arm hingeben, um ganz sicher zu sein. Doch was willst Du? — Wir haben unsere Pflicht gethan! Komme, was kommen mag! Und was thut's?! Wir sehen nur unser Leben aufs Spiel, da unsere Freunde in Paris erst nach uns handeln können. Wenn wir uns getäuscht haben, so werden wir unsern Irrthum so theuer bezahlen, daß niemand das Recht hat, uns Vorwürfe zu machen. Wir können nicht anders handeln.“

„Sein Interesse gebietet ihm auch, uns nicht zu ver-rathen.“

„Ja, er weiß, daß er von dem siegreichen Bonaparte alles zu fürchten hat, denn dieser haßt ihn mehr als irgend einen andern Menschen auf der Welt. Was hat er von einer Wiederherstellung der Monarchie zu hoffen? Er kann nur mit uns und durch uns etwas erreichen.“

„Das ist wahr; die Logik der Ereignisse und der Interessen kann uns etwas beruhigen. . . . Aber wie oft hat man sich schon getäuscht, wenn man glaubte, richtig gefolgert zu haben. Nun, wir werden ja sehen. . . .“

Der Abbé brach ab. Rochereuil hörte ihn nicht mehr. Er heftete die Augen starr auf die Thür, denn er hörte den Schritt Juliette's auf der Treppe. Lebhaft trat sie ein, und bei den Strahlen des Mondes, die in das Zimmer fielen, erkannte sie zuerst Rochereuil, der sie lächelnd betrachtete. Ihre Wangen waren von dem schnellen Gang etwas geröthet. Sie blieb stehen und erblaßte; ihr Herz klopfte stark. Sie lehnte sich an die Wand.

„Nun, Juliette?!“ sagte Rochereuil.

„O! achte nicht darauf,“ stammelte sie und versuchte dabei zu lächeln. „Ich bin so schnell gegangen und ganz außer Athem. . . .“

Rochereuil nahm ihre Hand und küßte Juliette, sie an sich ziehend, auf die Stirn. Da sank sie in seine Arme und barg den Kopf an der Brust ihres Freundes; dann kamen ihr die Thränen, und sie brach in Schluchzen aus.

„Juliette, Juliette, was hast Du denn? Beruhige Dich doch,“ sagte Rochereuil, ohne sie loszulassen.

„Achte nicht darauf,“ wiederholte sie; „achte nicht darauf, ich weine ja vor Freude. Ich lache ja, sieh doch, ich lache.“

Sie strich die Haare mit der Hand aus der Stirn, warf den Kopf zurück und tauchte ihre Blicke tief in die Rochereuil's. Die Thränen rannen ihr über die Wangen, aber ihr Antlitz war schon von einem süßen Lächeln erhellt.

In diesem Augenblick gewahrte sie den Abbé, der sich in seinem Lehnstuhl nicht gerührt hatte. Sie verzog den Mund etwas, aber nur für eine halbe Sekunde. Dann ging sie auf ihn zu, nahm seine Hand, drückte sie kräftig und sagte:

„Guten Tag, mein Herr. Ich freue mich, Sie zu sehen. Ach wie glücklich bin ich, daß Sie alle beide frei sind! Aber,“

fuhr sie fort, „Sie können hier nicht bleiben; man hat Ihre Flucht vielleicht schon bemerkt. Wenn man käme! O, mein Pierre, ich würde sterben, wenn Du hier verhaftet wüdest... in meinem Zimmer. Du mußt Dich verbergen. Du wirst mir sagen, wo, nicht wahr, Pierre, und mir erlauben, daß ich zu Dir komme?“

„Haben Sie nur keine Furcht, Fräulein Juliette,“ sagte der Abbé; „wir laufen auch nicht die geringste Gefahr. Wir gehen wieder zurück.“

„Wie, zurück! Wohin denn?“

„Aber nach der Heimsuchung.“

„Sie gehen freiwillig wieder in das Gefängniß zurück?“

„Ja, gewiß, mein Kind.“

Juliette sah die beiden Männer ganz verbucht an.

„Ist das wahr?“ sagte sie, Rochereuil anblickend.

„Vollkommen wahr.“

„Aber wie sind Sie denn herausgekommen? Wie machen Sie es, um wieder hinein zu kommen?“

„Die Neugier ist eine Sünde, Fräulein Juliette,“ antwortete ernst der Abbé.

„O, Sie, Herr Abbé, werden mich doch nicht auch schelten, nicht wahr? Schon einmal heute Abend...“

„Du bist heute Abend schon einmal gescholten worden, Juliette, und von wem?“ fragte Rochereuil.

„Ach, Du weißt es wohl, von dem, den Ihr geschickt habt und der mir gesagt hat, daß ich heute Abend weggehen sollte, von...“ Juliette vollendete nicht und sprach den Namen Michels nicht aus. Dann auf ihren ersten Gedanken zurückkommend, lachte sie fröhlich.

„Ach,“ sagte sie, „ist das drollig! Sie gehen und kommen in diesem Gefängniß, als ob Sie zu Hause wären. Aber warum gehen Sie wieder zurück, da Sie doch draußen sind?“

„Es muß sein, Juliette.“

(Fortsetzung folgt.)

## Die Bedeutung der Nervenzellen.

(Nach einem von Prof. Waldener in der Urania gehaltenen Vortrage.)

Die Gebilde, aus denen sich das Nervensystem im wesentlichen aufbaut, die sog. Neurone, bestehen der Hauptsache nach aus drei verschiedenen, aber eng zusammengehörigen Theilen, nämlich der Nervenzelle und zwei verschiedenen Arten von Fortsätzen oder Ausläufern derselben. An der Zelle selbst unterscheidet man den eigentlichen, meist runden Zellkörper oder Zellleib, welcher den Zellkern umschließt, und in diesem wiederum ist der noch kleinere Kernkörper enthalten; an einer Stelle der Zelle geht von ihr ein glatter Ausläufer aus, der sich vielfach verzweigt und Nervenfasern nach den verschiedensten Stellen aussendet; er endet schließlich in einer baumartigen Verästelung, dem sogenannten Endbäumchen. Diesen aus anderer Substanz, als die Zelle, bestehenden Ausläufer, der z. B. bei den Leitungen, die vom Rückenmark nach den Muskeln des Fußes führen, über einen Meter lang ist, nennt man den Neuriten. Die andere Art Ausläufer, die sogenannten Dendriten, welche oft zu vielen Tausenden von den verschiedensten Stellen einer Zelle ausgehen, sind aus derselben Substanz gebildet, wie die Zelle selbst.

Wir haben nun im Nervensystem zweierlei verschiedene Arten von Nervenleitungen, also auch von Neuronen, solche, welche den Bewegungen, und solche, welche den Empfindungen vorstehen. Die ersteren, die motorischen Nerven, sind einfacher gebaut, als die anderen, die sensiblen Nervenleitungen. Eine motorische Leitung führt stets von dem in Bewegung zu setzenden Muskel, z. B. dem eines Beines oder eines Armes, in welchem der Neurit endigt, rückwärts bis in das Rückenmark, wo sich die zugehörige Nervenzelle befindet; von ihr geht ein Dendrit im Marke weiter, bis er auf das Endbäumchen eines zweiten Neuriten trifft, der dann zurück bis in eine in der Hirnrinde gelegene Nervenzelle führt. Bei einer sensiblen Leitung dagegen, z. B. derjenigen, welche die Tastempfindung an einer Fingerspitze vermittelt, führt der Neurit, dessen Endbäumchen dicht unter der Oberfläche der Haut liegt, rückwärts zu dem einer Nervenzelle, die nicht im Rückenmark selbst, sondern noch außerhalb desselben liegt; von einem Ausläufer der Zelle, einem Dendriten, geht dann ein Faden in das Rückenmark hinein, der mit seiner baumartigen Verästelung ungefähr die Grenze zwischen Gehirn und Rückenmark erreicht. Dort trifft er das Endbäumchen eines anderen Neuriten, der wieder zu einer Nervenzelle führt; aber damit ist die Leitung nicht zu Ende. Vermittelt eines Dendriten geht sie wieder auf einen Neuriten über und führt zu einer andern Zelle und so fort, bis sie schließlich in die Nähe einer motorischen Leitung in der Hirnrinde führt. Während ein nervöser Bewegungsmechanismus also niemals aus mehr als aus zwei Neuronen besteht, können zu einer sensiblen Leitung 3, 4 und noch mehr Neuronen gehören, bis sie zu einem motorischen Neuron hinführt.

Die Empfindung selbst kommt nicht da zu stande, wo der Reiz das Nervenende trifft, die Tastsmpfindung also nicht etwa im

Zinaer, die Lichtempfindung nicht im Auge, die Tonempfindung nicht im Ohr u. s. f., sondern stets erst im Gehirn, von wo wir sie nach außen verfühen. Wird z. B. eine gewisse Gehirnpartie am Hinterkopfe zerstört, so tritt völlige Blindheit ein, weil der Theil des Körpers, in welchem die Lichtempfindung hervorgerufen wird, dann nicht mehr existirt. Wir wissen also ganz genau, daß der Sitz der Empfindungen und somit unseres Selbstbewußtseins das Gehirn ist; in welchem Punkte sich derselbe aber befindet, ob die Empfindung in der letzten Zelle, zu der die Leitung führt, oder in einem Neuriten oder in einem Dendriten zu stande kommt, darüber wissen wir mit irgend welcher Bestimmtheit nichts anzusagen. Und ebenso, wie mit unserem Selbstbewußtsein, geht es uns mit unserem Willen; ob der freiwillige Bewegungsantrieb in einer Nervenzelle der Hirnrinde oder in einem Ausläufer derselben entsteht, ist ebenfalls eine unentschiedene Frage.

Was hat nun die Nervenzelle eines Neurons für eine Bedeutung? Dient sie, wie manche meinen, lediglich zur Ernährung des Nerven, oder kommt sie auch für die höheren Funktionen, für die Empfindung und den Willen, als wesentlich in betracht? Schon vor 30 Jahren wurde die Ansicht geäußert, daß ein Neurit aus vielen feinen Fasern bestehe; aber erst im vorigen Jahre ist durch die Untersuchungen und Präparate des ungarischen Forschers Apathy ganz unzweifelhaft festgestellt, daß ein Neurit aus unmeßbar feinen Fasern besteht, die an der Zelle nicht enden, sondern in sie hineintreten und in ihr ein Netzwerk bilden, das mit großer Schärfe von den anderen Bestandtheilen der Zelle unterschieden werden kann. Schließlich treten sie aus der Zelle auch wieder heraus, doch ist über ihr schließliches Ende noch nichts bekannt; es erscheint nicht unmöglich, daß die einzelnen Zellen mittels dieser Fasern einen Zusammenhang haben. Vielleicht sind es diese Fasern, die die Leitung in der Zelle vermitteln; denn sie muß ja an der Fortleitung eines Nervenreizes theilhaftig sein. Vielleicht kommt ihnen noch eine weitere Bedeutung zu; es existirt jedenfalls eine Reihe von wichtigen Erfahrungen, aus denen hervorzugehen scheint, daß der Zelle eine hohe Bedeutung für den ganzen Vorgang der nervösen Leistung zukommen muß.

Vor kurzem hat nämlich Dr. Nissl in Heidelberg entdeckt, daß sich in allen Nervenzellen kleine Körperchen befinden, die wie Brocken oder Schollen aussehen, und die sich zum Theil nach gewissen Methoden färben lassen. Durch diese Nissl'schen Körper kann man nun zwei Arten von Nervenzellen unterscheiden, solche mit hoch entwickeltem Zellleib und vielen Nissl'schen Körpern, und solche mit kleinem Zellleib und verhältnißmäßig großem Zellkern. Weiter ergab sich die Thatsache, daß sich die motorischen Nervenzellen durch eine charakteristische Anordnung der Nissl'schen Körper in konzentrischen Kreiszügen von allen anderen Nervenzellen unterscheiden und leicht zu erkennen sind. Sodann sind durch Untersuchungen der allerjüngsten Zeit Erfahrungen gewonnen worden, die überhaupt erst nach der Entdeckung der Nissl'schen Körper möglich waren.

Durchschneidet man einen Neuriten, z. B. den zum Armuskel führenden, so hört jede Bewegung des Muskels auf; in der zu dem durchschnittenen Neuriten gehörigen Nervenzelle jedoch nimmt man sehr bald lebhaftere Veränderungen in der Anordnung der Nissl'schen Körper wahr; dieselben vermischen sich und die ganze Zelle erscheint wie mit einem feinen Staub erfüllt, der den Zellkern allmählig ganz an den Rand drückt. Ähnliche Veränderungen treten auch ein, wenn der Nerv durch den elektrischen Strom gereizt wird. Wird das Versuchsthier ordentlich gehalten, so stellt sich der Nerv wieder her, ein neuer Neurit wächst heraus und erreicht schließlich den Muskel, so daß er nach einiger Zeit wieder funktioniert. Bei niederen Thieren kann man selbst ein Stück des Rückenmarkes wegschneiden, ohne daß ein dauernder Schaden entsteht; je höher das Thier steht, um so mehr nimmt diese Wiedererzeugungsfähigkeit der Nerven ab; doch ist sie überhaupt nur da möglich, wo die Nervenzelle nicht zerstört, sondern noch vorhanden ist. Das spricht allerdings dafür, daß die Zelle eine wesentlich ernärende Funktion ausübt; aber der Umstand, daß die Veränderungen in ihr so schnell eintreten, macht es doch wahrscheinlich, daß sie noch andere Funktionen hat.

Nicht nur mit Durchschneiden, sondern auch mit allerlei reizenden Mitteln, mit Giften, wie Strichnin, Morphinum, Alkohol, ist man auf die Nerven losgegangen. Man hat durch Bakterien den Starrkrampf, die Hundewuth und andere Krankheiten erregt, die speziell das Nervensystem betreffen. Bei allen diesen Experimenten bemerkte man dieselben Veränderungen der Nissl'schen Farbkörperchen, wie beim direkten Durchschneiden der Nerven, wenn auch bei der Anwendung verschiedener Stoffe die Wirkung nach der einen oder anderen Richtung verschieden ist. Besonders interessant und auch für die praktische Heilkunde von Wichtigkeit ist eine Erfahrung, die Flatau und Goldstein in Berlin gemacht haben; war die Veränderung der Nervenzelle durch die Einwirkung eines Giftes eingetreten, und wandten sie nun ein zweites Gift an, das in seiner chemischen Wirkung die des ersten aufhebt, so erholte sich das vergiftete Thier sehr rasch, und die Zelle nahm wieder ihr normales Aussehen an.

Eine scheinbar sehr einfache Erfahrung, die aber doch von weittragendster Bedeutung ist, hat in allerjüngster Zeit der niederländische Forscher van Schuchen gemacht und in Moskau auf dem Nerztelkongreß vorgetragen. Durchschneidet man den Neuriten einer

senfible Nervenleitung, so degenerirt die dazu gehörige Nervenzelle; nach einiger Zeit bemerkt man aber auch, daß die Zelle des nächsten Neurons, das der Leitung angehört, zu Grunde geht, und man darf wohl annehmen, daß dasselbe auch bei den weiteren Zellen der Fall ist, daß also sämtliche Zellen einer ganzen Neuronkette absterben. Es entspricht das der uralten Erfahrung, daß wir uns von jedem äußeren Reiz absperrn, wenn wir einschlafen wollen; wir begeben uns in ein dunkles und ruhiges Zimmer, um die Reize auf das Auge und das Ohr zu vermeiden, und erreichen dadurch vermuthlich eine verminderte Thätigkeit der Nervenzellen. Gönnen wir ihnen aber zu lange Ruhe, sperren wir uns dauernd von jedem äußeren Reize ab, so geht der Schlaf der Nervenzellen in ihre vollständige Zerstörung, in ihren Tod über. So erkennen wir, daß unser Leben und die uns umgebende äußere Natur auf engste zusammengehören; von außen empfangen unsere Nerven beständig Reize, und darum allein leben wir und wissen wir, daß wir empfinden und leben. Somit bilden die äußeren Reize für den normalen Verlauf eines thätigen Lebens, dessen Grundbedingung sie sind, eine unersehbliche Wohlthat.

Bt.

### Kleines Feuilleton.

— Die Schiller-Urkunde im Kaiser-Denkmal. In der „Frankf. Ztg.“ lesen wir: Von einem unserer Leser war uns dieser Tage folgendes Kuriosum mitgetheilt worden: „Bei der eiligen Errichtung des kürzlich enthüllten Wiesbadener Kaiser Friedrich-Monuments, der die Abreise des Schiller-Denkmal's vorhergehen mußte, hat man das alte Fundament aus dem Jahre 1869 stehen lassen und dabei völlig verabsäumt, auch die zu Schiller's „ewigem“ Gedächtniß dort versenkte Kassette mit Stiftungsurkunde zu entfernen, die also jetzt sich unter dem neuen Kaiser Friedrich-Denkmal befindet. Für letzteres einen besonderen Grundstein mit Stiftungsurkunde zu legen, hatte man in der Eile des Denkmalbaues gleichfalls für überflüssig gehalten.“

Obwohl der uns bekannte Herr Einsender seine Mittheilung als durchaus verbürgt bezeichnete, schien uns der in Wiesbaden beobachtete Vorgang doch zu absonderlich, als daß wir ihn ohne weitere Bestätigung hätten für möglich halten sollen. Wir wandten uns deshalb an eine andere Persönlichkeit in Wiesbaden, die wohl in der Lage sein konnte, von den Vorgängen bei der Ausräumung der beiden Denkmäler genau Kenntniß zu gewinnen. Die Auskunft, die uns nun von dieser Seite zu theil geworden, lautet in ihren Hauptstellen:

Es ist richtig, daß bei der Errichtung des Kaiser Friedrich-Denkmal's das alte Fundament des Schiller-Denkmal's stehen gelassen wurde. Unrichtig ist, daß „verabsäumt“ wurde, die Stiftungsurkunde nebst der obligaten Flasche 1859er zu entfernen. Die Sache wurde reichlich überlegt, aber das Fundament erwies sich als so fest, trotz der an jener Stelle ungünstigen Bodenverhältnisse (Komplikation von heißer Quelle und Grundwasser), daß es für rathsam erachtet wurde, es für das neue Denkmal zu benutzen. Ihre zweite Frage, ob „vergessen“ worden ist, auf das alte Fundament einen weiteren Grundstein mit Stiftungsurkunde für das Kaiser Friedrich-Denkmal zu legen, kann ich leider nicht beantworten.“

Wie steht nun eigentlich der Fall? Ist die Stiftungsurkunde für das Schiller-Denkmal aus dem Grundstein des Kaiser-Monuments entfernt oder nicht? Hat man die Entfernung erwogen, ohne sie auszuführen zu können, weil das Fundament sich als zu fest erwies? Vielleicht provoziren diese öffentlich gestellten Fragen eine authentische Antwort. Wir sind neugierig, ob sich die Manen Schiller's auf so humoristische Weise an denen gerächt haben, für die die Beschaffung des Poeten-Denkmal's die einfachste Sache von der Welt gewesen. —

### Theater.

Die Freie Volkssbühne führte am Sonntag im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater zwei Stücke auf, von denen das eine „Sein Jubiläum“ von G. Preezang durchaus von sentimentalischem Grundklang ist, das andere „Die Fahnenweihe“ von Joseph Kuederer geflissentlich, manchmal sogar allzu absichtlich aller Sentimentalität spottet.

Kuederer's Komödie wurde im Vorjahre an dieser Stelle eingehend besprochen. Die Dramatische Gesellschaft hatte sie zuerst aufgeführt, das Theater des Westens nahm sie hernach ins Repertoire auf. Vor der Freien Volkssbühne fanden die beiden ersten Akte herzhafte heitere Aufnahme, der dritte letzte Akt fiel dagegen ab; ein Theil des Publikums zischte. Vielleicht schien ihm die Darstellung, vielleicht die satirische Köstlichkeit des Verfassers zu grell geräthen. Der Satiriker wird aber die Dinge immer auf die Spitze treiben müssen. Dazu kommt bei dem Münchener Kuederer ein künstlerisch-persönlicher Beweggrund: Die Erbitterung über die schönfärbereische Bauernkomödie (mit Zitherbegleitung und Schupplattleranz), deren verlogener Empfindsamkeit er sein scharf beleuchtetes Wahrheitsbild gegenüber stellen wollte. Mit bewusster Absichtlichkeit wählte Kuederer den Schauplatz für seine Komödie da, wo Großstadt und Land sich schon zu berühren beginnen, wo nicht mehr das reinbäuerliche Klasseninteresse vorwaltet. Ein Gebirgsmarkt unweit von München ist der Ort der Handlung. Der Bürgermeister ist zugleich Maurermeister, der Vorstand des Gemeindefollegiums ein Kaufmann. Die benachbarte Großstadt giebt schmutzige Existenzen ab, verdorbene

Verderber, wie den Posthalter Schlegel, der für seine süppige Frau „Strizzi-Dienste“ beim Herrn Reservelieutenant und Millionär Mettinger thut. Sein Zuhälter-Beispiel wirkt auf den Hausknecht, den seichen Lorenz, der die weitherzige Posthalterin ebenfalls pouffirt. Sommerfrischer kommen dazu, Bauernkomödie wird gespielt, der Posthalter will den werthvollsten Gemeindebesitz verschachern, um ein neumodisches Niesenhotel darauf zu errichten. Kurz, ein Theil des Bauernthums selbst ist aus dem Boden, in dem es wurzelt, losgelöst worden. Der andere Theil, der in Kuederer's Satire freilich mehr im Hintergrunde bleibt, was das Publikum so leicht verkennt, sieht sich verrathen und verkauft. In diesem Theil verkörpert sich die alte Volks- und Bauernempfindung. Zudungen der Volksseele verrathen sich auch in der satirischen Komödie Kuederer's ganz deutlich; in der Gestalt des Reberbauern, der ein lebendiger Protest wider den Schacher mit der Gemeindegewalt ist, und selbst in der Gestalt des armen, stammelnden Pagenlipp's, des Nutzenbauers. Noch einmal empört sich das bäuerliche Volksgemüth in einem Haberfeldtreiben; schon aber hat die Schmutzwelle, die sich über das Land ergossen hat, zu viel vermüht. Den Strizzi von Posthalter hätten die behördlichen Autoritäten gerne preisgegeben. Als aber die Haberer, diese Bauernladel, sich erdreisten, selbst den Amtsrichter und den Pfarrer zu treiben, ist es vorbei. Die Schelme rufen Viktoria. Die Dirnen vom Münchener Viktoria-Theater stehen als weißgelleidete Engel auf der Festbühne. Die Zersekung ist weit vorgeschritten, denn schon kommen die Lumpenelemente zusammen, die den „Findelhaus-Verein“ des würdigen Posthalters darstellen; die wackere Frau Posthalterin wird eine ehrsame Fahnenpathin, und Pfarrer, Richter und Bürgermeister geben ihren Segen dazu.

An die Vorstellung im Goethe-Theater mit Bonn als Mettinger, Hospauer als Posthalter und Rüscha Buhe als Posthalterin darf man nicht denken, wenn man gegen die Friedrich-Wilhelmstadt gerecht sein will. Aber der krampfhaften Sucht der Regie, grell zu über-treiben, sollte man mahnend gegenübertreten. Man will doch dem Volk Kunst bieten und so soll auch in der Schauspielerei nicht krasser Ungeschmack sich breit machen. Schauspielerei-Individualitäten giebt es verdammt wenig; sie können nur auf den größten Bühnen wirken und sich entfalten. Aber auch Durchschnitts-Schauspieler können sich wenigstens korrekt und bescheiden dem Dichtervort anschließen; und wenn der Dichter sagt, Frä. Wally Banninger ist ein unselbständiges Püppchen, ein verwöhntes Mutterkind, so darf die Darstellerin dieser Wally nicht nach miserabelster Theatermanier immerzu am kleinen Finger saugen und in ewig quietschendes Gefächel ausbrechen. Ein Regisseur, der derlei duldet oder begünstigt, ist kein Kunstbildner, sondern ein Kunstverderber.

Der Darsteller des Posthalters, der zu glauben schien, ein Münchener Strizzi sei vom Morgen ab bis zum Abend gleichmäßig rabiat, gab auch als Träger der Hauptrolle in Preezang's „Jubiläum“ dem Dramolet einen pathetisch-dellamatorischen Zug, was vielleicht gar nicht in der Absicht des Verfassers lag. Den Schluß eines traurigen Lebenskapitels hat Preezang in seinem „Bild aus dem Handwerkerleben“ in wenige Szenen zusammengedrängt. In einfachen Zügen wird das ganze Resümee aus einem einfachen Leben gezogen. Der Titel „Sein Jubiläum“ ist eine bittere Ironie. Sein 50jähriges Arbeitsjubiläum feiert der greise Schuhmacher Lehnhardt. Die Noth war sein und seiner treuen Gattin ewiger Begleiter; sie weckte aber keine Rebellion in dem frommen Gemüth des Alten. Als es aber mit dem Kleinhändler immer abwärts ging; als sein Weib den letzten theuersten Werthgegenstand, ihr Brautgeschenk, ins Pfandhaus trägt, und der Gerichtsvollzieher den letzten Schmuck pfändet; und als dann ein scheidenden Gegensatz hierzu der Innungsvorstand kommt und seinem alten Mitglied gratulirt und die vaperne Ehrenrolle überreicht; da bricht in dem Alten die neue Erkenntniß durch. Er füllt den grimmigen Hohn, und die alte Gläubigkeit ist in ihm zusammengebrochen. Als Verkünder einer neuen zukunftsstarken Anschauung figurirt im Stücke der jugendliche Nefse des alten Lehnhardt. — Das Dramolet fand im Publikum Mitverständnis und Mitempfindung, die sich in lebhaftem Beifall äußerte. —

Ueber die jüngsten Novitäten des Residenz-Theaters nur ein paar Worte. Man gab am Sonnabend einen Schwank „Die vierte Dimension“ von Alexander Biffon, dem Verfasser der tollen „Madame Bonivard“. Bitter rächt sich der hitzige Schacher im Theaterbetrieb. In wenigen Jahren sind die wichtigsten Köpfe ausgepumpt. Wie armselige Kröppe stehen heute die Pariser Poffenautoren da, und in der deutschen Reichshauptstadt finden sich Direktoren, die noch immer vor ihnen knien. Das ist eine blutige, eine herrliche Ironie! Man hat den Witz der Autoren gepfeift und gejagt, und immer sollte er auf der einseitigen Zofenseite gedeihen und immer neue Wunder vom gehörnten Chemann erfinden. Nun liegen die Geheften auf dem Boden; ihr Witz ist lahm, ihre Lustigkeit erzwungen, ihre Pansurkereien sind trübselig und öde. Das hat mit seiner Wuth der kraftausbeutende Theaterschacher gethan, und die deutschen Theaterdirektoren mögen die Hände ringen, wenn ihr Publikum, das auf die Zote dressirt war, wie ein Neufundländer auf das Apportiren vom Wasser her, plötzlich zu wiehern anfängt. Es hat wirklich aufgehört, trotzdem in Biffon's Stück abermals der närrische Professor, den seine junge süppige Frau betrügt, vorkommt, und trotzdem dieser Professor allerlei höchst moderne, „mediumistische und hypnotische Kunststücke“ macht.

Ein dramatisirtes Feuilleton, eine „Bade-Humoreske“ aus Iffli von Paul Linseman „Finale“ giug dem französischen Schwanke voran. —

**Meteorologisches.**

io. Der Bericht der indischen Wetterbureaus für das Jahr 1896, der soeben erschienen ist, darf ein besonderes Interesse beanspruchen, da in ihm die Ursachen der großen Hungersnoth von wissenschaftlicher Seite besprochen werden. Das ganze Werk zerfällt in zwei Theile, deren erster die Meteorologie in Beziehung zur Verbreitung von Krankheiten, der zweite in Beziehung zur Landwirtschaft behandelt. Die Temperatur war in den Monaten April, Mai und November bedeutend höher als gewöhnlich, die höchste Wärme wurde in Jakobabad beobachtet und betrug 50 Grad Celsius (natürlich im Schatten gemessen.) Das Jahr 1896 war seit 22 Jahren das trockenste, in Folge der hohen Temperatur lag die mittlere Feuchtigkeit 3 pSt. unter dem Normalwerthe. Regen fiel durchschnittlich 5 Zoll oder 12 pSt. zu wenig. In der Provinz Berar stieg der Ausfall der Niederschläge bis auf 34 pSt. und in den Nordwest- und Zentralprovinzen bis auf 31 pSt., so daß dieses Gebiet also nur etwa 2/3 des zu erwartenden Regensalles erhielt, die Ursache dafür war die geringe Stärke und Dauer des südwestlichen Windes, der den Regen bringt. Der Regenmangel war der stärkste seit einem Vierteljahrhundert und hat ja auch Opfer genug von dem unglücklichen Lande gefordert. —

**Bergbau.**

— Die Edelsteinproduktion des Ural nimmt nach dem „Echo des Mines“ fortwährend zu. Die russischen Topase kommen von dort, und zwar meist aus den Fundpunkten bei Jekaterinenburg. Die Steine, bei denen man „verbrannte“, „weiße“ und „milchig gelbe“ (— die letzteren vorzugsweise im Handel geschätzt —) unterscheidet, werden in Jekaterinenburg geschnitten und kommen von da direkt oder durch Händlervermittlung auf den Markt. Auch Saphire liefert der Ural in wachsenden Mengen. Daneben werden neue Edelsteinarten auf den Markt gebracht, so z. B. der Alexandrit, dessen am Tage grüne Reflexe abends rubinroth werden. —

**Technisches.**

t. Die Entfaltungsgeschichte des Gas-Blühlichts wurde neulich im französischen Bulletin der Zivilingenieure besprochen. Daraus kann man wieder einmal lernen, daß keine Erfindung gemacht wird, ohne daß bedeutende Vorarbeiten auf demselben Gebiete vorliegen. Schon frühzeitig erkannte man, daß jede Flamme ihre Helligkeit denjenigen Kohlentheilchen verdankt, welche der Verbrennung entgehen und nur bis zur Gluth erhitzt werden; wenn die Verbrennung eine vollkommene ist, so leuchtet die Flamme überhaupt nicht, wie dies z. B. beim Bunsen-Brenner der Fall ist. Aus der Erkenntniß dieser Thatsache entstand die Idee des Gas-Blühlichts, indem man einsah, daß das Licht ein helleres sein werde, wenn man zunächst eine vollkommene Verbrennung erzeuge und dann erst durch die entwickelte Hitze einen anderen Körper ins Glühen versetze. Die erste praktische Anwendung dieser Idee, von der die Geschichte der Wissenschaft berichtet, war das bekannte, im Jahre 1826 entdeckte Drummond'sche Kalklicht, bei welchem eine Knallgasflamme einen in langsamer Drehung befindlichen Kalkzylinder in Weißgluth versetzt. Dreißig Jahre vergingen, ehe ein neuer Schritt auf diesem Gebiete gethan wurde. 1856 benutzte der Ingenieur Giffard einige Jahre lang zur Beleuchtung der Stadt Narbonne brennendes Wassergas, durch welches er seine Platinnege ins Glühen brachte. Nach der Erfindung des Bunsenbrenners bediente sich 1881 Clamond desselben zur Erhitzung eines Magnesia-blechs. 1883 erzeugte Sonzee ein schönes Licht, indem er durchbohrte Kapseln aus Kalk oder Magnesia, die mit Zirkon bedeckt waren, glühen ließ. In den achtziger Jahren dann mehrten sich derartige Versuche. Interessant war die Erfindung von Lühnefeld, welcher Magnesiastifte in Kammform mit Wasserstoffgas erhitzte; diese Stifte hielten 80 bis 150 Stunden und wurden in Amerika hier und da zur Beleuchtung angewandt. Die Benutzung von Aluminium und anderen Metallen mit Chromoxyd durch Haitinger 1890 gab ein glänzendes gelbrothes Licht. 1893 benutzte Hirschfeld ein Ketz aus schwefelsaurem Aluminium mit Chromoxyd vermischt. Alle diese Erfindungen wurden bekanntlich weit überflügelt durch das Auer'sche Gasglühlicht-System, welches 1880 gefunden wurde und eine wahre Umwälzung in der Beleuchtung der halben Welt hervorgerufen hat. —

— Stahlbottiche, die bis zu 100 Hektoliter fassen, verdrängen in den Vereinigten Staaten bereits die Holzbottiche in den Brauereien und Weinkellern, in Glukose-Fabriken, Zucker-Raffinerien, Brennereien u. s. w. Diese Stahlbottiche sind im Innern emaillirt, und zwar ist die Emaillirung bei sehr hohen Hitze-graden in den Stahl eingebrannt. Dadurch wird eine Sauberkeit ermöglicht, die bei Holzgefäßen freilich nicht zu erzielen ist; der in emaillirten Stahlbottichen anbewahrte Stoff kann bei richtiger Zusammenfügung der Emaillirung und sorgfamer Reinigung keinerlei gesundheits-schädlicher Verunreinigung ausgesetzt werden. Amerikanischen Nachrichten zufolge senden denn auch schon gerade deutsche Bierbrauereien große Aufträge auf

solche emaillirte Stahlbottiche ein. Was die Beständigkeit der dabei zur Verwendung kommenden Emaillirung betrifft, so werden dieselben natürlich geheim gehalten; indessen verlautet, ein Hauptbestandtheil derselben sei Kryolith, eine Fluor-Verbindung von Natrium und Aluminium, welche nur bei Ewigtoth, etwa 100 Kilometer von der dänischen Niederlassung Arktut auf der Südküste von Grönland, gefunden wird. —

**Humoristisches.**

— „Mit dem Eigensinn der Frauen ist es eine wunderbare Sache. Sehen Sie z. B. meine Frau. Ich habe eine höllische Arbeit gehabt, sie zu überreden, in die Dreißiger zu kommen. Und jetzt (sollten Sie es für möglich halten?) will sie durchaus nicht mehr aus ihnen hinaus!“ —

— Röseli und Mareli theilen einander mit, was sie zu Beihnachten erwarten. Röseli: „Mir bringt 's Christkindli e Babe, wo cha Pape und Mamme säge.“ Mareli: „Aber ich bistele bim Christkindli es Väbi, wo cha d' Jäh use näh und buthe wie mi Mamme.“ —

d. g. Die Form der Erde. Ein hannoverscher Dorfprediger, der auch zugleich die Schule im Orte hielt, erläuterte seinen Zöglingen die Form der Erde und benutzte hierzu, da ein Globus nicht vorhanden war, seine runde Schnupftabakdose. Wenn er Sonntags predigte, hatte er eine viereckige Büchse in Gebrauch, was die Herren Schulfrauen wohl gemerkt hatten. Als nun eines Tages der Superintendent des Sprengels Schulvisitation hielt, stellte er auch die Frage nach der Gestalt der Erde. Zuerst allgemeines Stillschweigen, dann pläzt endlich ein ganz besonders schlauer Knirps heraus: „Wochentags ist sie rund und Sonntags viereckig!“ —

**Vermischtes vom Tage.**

— Vierunddreißig Feuerbestattungsvereine giebt es gegenwärtig in Deutschland. Der Berliner Verein zählt 1896 Mitglieder. Seit Bestehen der drei älteren Krematorien in Gotha, Hamburg und Heidelberg sind dort 1887, 275 und 460 Leichen verbrannt worden. —

— Vom 5. März bis zum 29. Oktober sind vom Amt Koblitz aus dem dortigen Oberförsterei-Bezirk 434 Stück alte und 228 Stück junge Krenzottern abgeliefert worden. An Prämien wurden für alte Kreuzottern 20 Pf., für junge 10 Pf. gezahlt. —

— „Die Männer mit den Blechbüchsen“. Unter dieser Spitzmarke schreibt der „Badische Landesbote“ aus Karlsruhe: Stunden da beim Kaiserbesuche zwei Leuchten um halb 1 Uhr an der unteren Kaiserstraße gegenüber dem Viktoria-Pensionat und warteten auf den Kaiser, oder vielleicht auch nicht. Aber sie standen da und hielten Maulaffen feil und trugen Blechbüchsen unter dem Arm. Das sollte ihr Verhängniß werden. Ein kleiner Junge, ein Schüler, ging zu einem Schuhmann und raunte ihm etwas zu. Es muß etwas sehr Arges gewesen sein, was der Junge sagte, denn der Schuhmann und ein Sergeant hießen die beiden Männer, ihnen in das Haus Nr. 186 zu folgen. Die Männer mit den Büchsen unter dem Arm sträubten sich anfangs, mitzugehen. Aber sie gingen mit, und als sie wieder herauskamen, hatten sie keine Büchsen mehr unter dem Arm. Was in den Büchsen war, können wir auch verrathen — es waren Bohnen darin, keine blauen, sondern grüne Bohnen, welche die Männer bei einer Verfeigerung von Kouserven erstanden hatten. —

— In einem Wiener Kaffeehause kam es in der Nacht zum Sonntag zwischen Studenten und Offizieren zu einer Kauserei. Drei Studenten und ein Kellner wurden verwundet. —

— Budapest, 8. November. In Neu-Pest kam es auf der Straße zu einem Zusammenstoß zwischen Soldaten und Arbeitern. Es schritt Militär ein. Acht Soldaten wurden verhaftet, zahlreiche Zivilpersonen wurden verwundet. —

— In dem Wald Otolinaes, unweit von Agram, ist in der vorigen Woche ein Bauer im Alter von 70 Jahren gestorben. 30 Jahre hat der Mann in diesem Walde unter einem Baume verlebt. —

— Während des letzten schweizerischen Truppen-Zusammenzuges stellte die Familie Bossert aus Köllden nicht weniger als acht Söhne ins Feld. Der Bundesrath übersandte dem Familienoberhaupt eine Anerkennungsadresse. —

— Der Vesuv ist seit einigen Tagen in lebhafter Thätigkeit. Aus dem 1895 entstandenen Krater fließen große Massen glühender Schlacken nach der Südwestseite ab. Auch der Hauptkrater zeigt sich merklich thätig. —

— Australisches Bauholz soll nächstens auf dem italienischen Markte erscheinen. —

— In dem Theater Garibaldi zu Palermo kam es am Sonnabend Abend zu einer großen Panik. Bei der Aufführung des Ballets „Brahma“ stürzte ein auf Rädern rollender Kahn herab, wodurch die Prima ballerina und ein Mimiker schwer verletzt wurden. Der Maschinenmeister verjuchte daraufhin sich das Leben zu nehmen, indem er einen Revolver-schuß auf sich abgab. Das Publikum verließ in größter Hast und Unordnung das Theater, wobei viele Verwundungen vorkamen. —